

MAGGIE ROGERS



FOTO: QUIL LEMONS

TEXT: ANNETT SCHEFFEL

MAGGIE ROGERS

SINN UND SINNLICHKEIT UND BIER AUF DEN FÜSSEN

M

aggie Rogers muss doppelt und dreifach aufgeregt gewesen sein, als sie im April das erste Mal ihre neuen Songs beim Coachella-Festival spielt. Für viele Musiker*innen ist das Festival in Indio im kalifornischen Coachella Valley, ein paar Autostunden entfernt von L. A., der wichtigste Termin des Jahres. Zumal nach zwei Jahren Pandemie-bedingter Pause mit all dieser angestauten Energie. Rogers spielt ein kraftvolles, ekstatisches Set. Tausende Fans tanzen vor der Bühne in der Sonne. Was die allerwenigsten von ihnen wissen: Der Auftritt ist gleichzeitig Teil ihres Master-Studiums an der Harvard Divinity School. Genauer: Er erfüllt die für den Abschluss erforderliche öffentliche Präsentation ihrer Master-Arbeit. Ein paar Wochen später bekommt sie in Talar und Mortarboard-Hut ihr Zeugnis verliehen: M.R.P.L., Master of Religion and Public Life, ein neues Harvard-Studienprogramm, zu dessen ersten Absolventinnen Rogers gehört. Auf ihrer Abschlussfeier singt sie „Over The Rainbow“.

Die 28-Jährige sagt, der Grund für das Studium sei „der überwältigende, spirituelle Rausch“ gewesen, den sie während ihrer Liveshows erlebe. Ihre Masterarbeit trägt denselben Titel wie ihr neues Album (nur mit längerem Untertitel, wie es sich für eine Akademikerin gehört): „Surrender: Cultural Con-

sciousness, the Spirituality of Public Gatherings & the Ethics of Power in Pop Music“. „Auf der Bühne wird so viel Energie in meine Richtung gesendet. Ich habe im vergangenen Jahr viel darüber nachgedacht, was das bedeutet. Was ist meine Verantwortung gegenüber meinem Publikum? Was kann ich tun, damit sie eine Verbindung spüren – zu etwas, das größer ist als sie selbst? Wie bringe ich Menschen zusammen in einer Zeit, in der sich die Welt gespaltenere anfühlt als je zuvor?“

Ihr Coachella-Set eröffnet sie im Frühling mit „Give A Little“, ein Song von ihrem ersten Album HEARD IT IN A PAST LIFE, in dem es um das Verhältnis zwischen Performer und Publikum geht, und um all die kleinen emotionalen Wechselwirkungen dazwischen. Im Laufe des Songs wirft Rogers ihre Sonnenbrille zur Seite – ein symbolisches Einreißen der Grenze zwischen ihr und ihrem Publikum. „Ich habe alles, was ich in Harvard gelernt habe, in die Details dieser Performance gesteckt“, erzählt sie später in einem Interview mit der Uni-Website. „Vom Bühnendesign und -inszenierung, über die Setlist und Kleidung, bis zu der Art, wie man die Bühne verlässt und wie man vorher probt. Bei allem, bei jeder einzelnen Ebene ist die Intention wichtig, mit der wir es machen.“

Für Maggie Rogers ist das die Verbindung zwischen Kreativität und Spiritualität. Sie ist nicht religiös aufgewachsen. „Für mich war Musik immer die spirituellste Erfahrung, die ich kannte“, sagt die Songwriterin ein paar Wochen nach ihrem Abschluss. Rogers sitzt in Berlin, auf einem Ledersofa in den Räumen ihres Labels. Nicht mehr in Talar,

sondern in ausgewaschenem Mickey-Mouse-Shirt und Jeans. Die aschblonden Haare trägt sie seit Neustem kurz und in aller Gelassenheit strubbelig. Ständig wuschelt sie beim Sprechen mit einer oder beiden Händen darin herum. Und ihre Augen fixieren ihr fragendes Gegenüber wie ein blaues Messer. Schön und scharf und ein bisschen einschüchternd.

Nach allem, was die Songwriterin über ihre letzten zwei Jahre erzählt, hat sie das Studium, und die künstlerische (und spirituelle) Selbstvergewisserung wirklich gebraucht. Nach der Pandemie. Aber vor allem auch nach ihrem mehr als turbulenten Eintritt ins Musikbusiness. „Wenn ich wollte, könnte ich jetzt weiterstudieren und Professorin werden, oder einen Buchladen aufmachen“, sagt Rogers. „Dass ich weiß, dass dieses andere Leben existiert, macht die Musik zu etwas, für das ich mich aktiv entscheide. Und nicht zu etwas, in das ich halt irgendwie hineingezogen wurde, so nach dem Motto: ‚Ich bin viral gegangen und hier bin ich jetzt.‘“

Von einem auf den anderen Tag wurde sie 2016 ins Scheinwerferlicht katapultiert. Im Frühling war sie noch eine völlig unbekannte Musikstudentin in New York. Für ihr Produktionsseminar am Clive Davis Institute of Recorded Music der NYU hatte sie auf die letzte Minute einen Song geschrieben, einen Elektrofolk-Ohr-

Viel ist passiert in den sechs Jahren, seit die Welt **Maggie Rogers** in einem Viral-Video mit Pharrell Williams kennenlernte: erstes Album, erste Welttournee, der ganze Wahnsinn des plötzlichen Berühmtseins, Burnout, ein Master-Studium in Harvard und natürlich die Pandemie. Jetzt erscheint die schwere zweite Platte. SURRENDER ist laut und ansteckend poppig, und feiert Lust als Form der Rebellion.

MAGGIE ROGERS

wurm namens „Alaska“, der kurz danach einen Bieterkrieg zwischen den Labels auslöst. Alle wollten Maggie Rogers signen, von Major bis Indie. Im Sommer war „Alaska“ längst globale Hit-Single. Und im Herbst plante sie ihre erste US- und Europa-Tour. Im Februar 2017, nicht mal ein Jahr später, erschien ihre erste EP „Now That The Light Is Fading“ bei Capitol Records. Kurzum: Es ging alles sehr, sehr schnell.

Grund dafür war ein unangekündigter Ehrengast in ihrem Uni-Seminar: Pharrell Williams. Oder sagen wir besser: Grund dafür war seine Reaktion, als Maggie Rogers „Alaska“ vorstellte. Das Video dieser sogenannten „Masterclass“ ging wenig später viral. Mehr als 2,5 Millionen Menschen sahen, wie Rogers nervös neben Williams im Studio sitzt und sich versucht zusammenzureißen, während einer der prominentesten Produzenten des Musikbusiness erst lässig zu „Alaska“ nickt, dann fassungslos die Augen aufreißt und am Ende mit staunendem Gesicht sagt: „Ich habe null, null, null Anmerkungen dazu. Und ich sag‘ dir auch warum: Das, was du machst, ist einzigartig. Jemanden, der so klingt wie du, habe ich noch nie gehört.“

Man findet das zehnmünütige Video immer noch auf YouTube. Und das Anschauen lohnt sich. Wenn man es noch nicht kennt, genau so wie wenn man es zum zweiten oder dritten Mal guckt. Denn selten war man in der Pop-Geschichte live und so nah dabei in genau dem Moment, als eine Karriere beginnt. A star-making moment. Einer von der beruhrenden Sorte. Fast ist man beim Zuschauen noch mal mit aufgeregt. Diese ganze Anspannung ist unangenehm und extrem lebenswert. Man ist Zeuge, als Maggie Rogers selbst gerade erst zu begreifen beginnt, was ihr da passiert. Und einen so begeisterten Pharrell sieht man auch nicht alle Tage.

Maggie Rogers ist dankbar für die Chancen, die sich durch den Clip für sie boten. Aber sie sagt auch: „Das ist natürlich eine tolle Geschichte. Am liebsten möchte man sie in eine schöne Schachtel legen und eine Schleife rumbinden. Für die Presse war das ein Traum. Aber die Realität für mich war, dass meine Karriere mit einem Song anfang, der noch gar nicht richtig fertig war, und mit einem Video, von dem ich nicht wusste, dass es im Internet landet. Ich hatte überhaupt keine Kontrolle darüber, wie ich mich der Welt vorstelle.“

Als 2019 Rogers erstes Studioalbum HEARD IT IN A PAST LIFE erschien, bekam sie stürmische Kritiken und eine Grammy-Nominierung als „Best New Artist“. Wenn man genau hinhört, erkannte man in den Lyrics aber auch immer noch eine junge, introvertierte Frau, die versuchte, sich in ihrer neuen Realität anzufreunden: „Tried to slow it all down / Crying in the bathroom, had to figure it out“, sagt sie. „Light On“,

„With everyone around me saying / You must be so happy now.“ Ein Jahr später, im Winter 2019 war sie gerade mit einer Tour fertig und „super ausgebrannt“, wie sie sagt. „Es ist wirklich nicht einfach, wenn du als Musikerin und als Mensch theoretisch zu einem Produkt wirst, das verkauft wird. Mich hat das sehr traurig gemacht, weil Musik für mich immer das Heiligste war, das ich in meinem Leben hatte. Mir war klar, dass ich einen Weg finden musste, mir das zu bewahren.“

Mit Beginn der Pandemie zog sie zurück zu ihren Eltern, in eine ländliche Gegend in Maine, um zu lesen, sich auszuruhen und lange Spaziergänge durch die zerklüftete Küstenlandschaft zu machen. Der Rest der Welt wurde für eine Weile ausgeblendet. Rekalibrieren, so beschreibt Rogers das: erst mal wieder ein bisschen Leere in ihr Leben bringen und dann die Prioritäten neu hineinsortieren.

Maggie Rogers ist in Easton, einer kleinen Stadt ganz im Nordosten der USA, aufgewachsen. Als Kind lernte sie Harfe, dann ein bisschen Gitarre, bis sie als Teenager das Banjo für sich entdeckte und anfing, Folksongs zu schreiben. Diesen Teil von ihr – das naturverbundene Waldmädchen – verband sie später mit dem der jungen Studentin in New York City, die in Literaturkreisen herumhing und bei Magazinen jobbte, und schließlich mit den elektronischen Sounds, die sie während eines Auslandssemesters in den Clubs von Paris für sich entdeckte. Aus diesen sehr verschiedenen Teilen entstand ihr Signature Sound – das, was Pharrell mit „einzigartig“ meinte.

Fast forward to 2022: Nach der Auszeit und dem Harvard-Abschluss erscheint nur also ihr zweites Album SURRENDER. „Ein richtiges Pandemie-Album“, nennt Rogers es. Alle zwölf Tracks sind zwischen Frühling 2020 und Sommer 2021 entstanden. An drei sehr verschiedenen Orten: erst in dem kleinen Heimstudio in der Garage ihrer Eltern in Maine, noch ohne konkretes Ziel und Deadlines. Dann zusammen mit einem ihrer frühesten Kreativpartner, dem Produzenten Kid Harpoon in Peter Gabriels Real World Studios auf dem Land in England. Und schließlich in Phase drei in den Electric Lady Studios in New York, in das sie befreundete Musiker einlud, um mitzuwirken: Florence Welch, Clairo, Jon Batiste, Claud Pino Palladino. „Ich wollte, dass alle Menschen, die ich liebe, Teil der Platte sind. Dieses Gemeinschaftsgefühl, das man während der Pandemie so vermisst hat. Diese Electric Lady Magic.“

Überhaupt ist SURRENDER Rogers Versuch, mit voller Power gegen die Beklemmungsgefühle des Lockdown-Lebens anzukämpfen. „Ich habe mich die ganze Zeit wie betäubt gefühlt. Und ich hatte die ganze Zeit diese köstlichen Fantasien von einem gigantischen Zelt in Glastonbury, in dem jemand richtig heftig Schlag-

zeug spielt, und ich den Bass in meinem Schlüsselbein spüren kann, und jemand mir Bier auf die Füße kippt. Das war es, was ich am meisten vermisst habe. Im Grunde war meine Covid-Strategie: mir eine Fantasie zu erschaffen, in die ich mich geflüchtet habe. Eine post-pandemische Welt, in der ich wieder Menschen berühren und tanzen und schwitzen und auf der Bühne stehen würde.“

Rogers sagt, sie habe einfach die Songs geschrieben, die sie selbst gebraucht habe: Musik, die sie auch ganz körperlich wach rüttelte. „Irgendwas, was ich wirklich spüren konnte. Songs, von denen ich träumte, sie irgendwann live zu spielen. Ich glaube, das ist eigentlich immer mein Hauptantrieb: Wann immer ich an neuen Platten arbeite, will ich eine machen, die ich selbst hören will und in deren Welten ich Zeit verbringen will. Ich meine, was gibt es verdammt noch mal für einen anderen Grund?“

Diese Dringlichkeit hört man SURRENDER an: vorwärtstreibender Indie-Pop mit lauten, elektrischen Gitarren, tosenden Synthesizern und krachendem Schlagzeug, glühend und bunt und rastlos wie eine Nacht in New York City. Die Energie von 90er-Alternative-Poprock crasht mit stotternden Electronica-Arrangements der Zehnerjahre. Es ist ein Sound, den man von Maggie Rogers bisher eher nicht kannte. Sie selbst sagt: „Irgendwas hat sich mit dieser Platte in mir gelöst. Da waren all diese Energie und Gefühle, die herauswollten“, sagt sie. Insofern sei die Platte eine regelrechte Befreiung gewesen mit all der Freude, Lust, Wut und Frustration, die in den Songs zum Ausdruck kommen. „Ich glaube, ich habe einfach keine Angst mehr, Raum einzunehmen.“

Dazu passen auch die Videos zu den neuen Singles „That’s Where I Am“ und „Want Want“. Maggie Rogers bewegt sich befreit, hellwach und wild tanzend durch die Straßen von New York und über den klebrigen Dancefloor ihrer Lieblings-Karaoke-Bar in Koreatown. Rogers wirkt selbstbewusster in ihrer ganzen Haltung, sinnlich auf eine selbstbestimmte Art. Am Ende von „That’s Where I Am“ steht sie, aus der Untersicht gefilmt, in einem atemberaubend funkelnden und halbdurchsichtigen Kleid vor der New Yorker Skyline. Es ist ein starkes Bild. Eines, das sich einbrennt, auch weil man es so noch nicht von dieser Sängerin kannte.

Diese neue Sinnlichkeit, von der sich Rogers in der Vergangenheit immer eher ferngehalten hat, hat auch ihren Weg in die Lyrics gefunden. Viel klarer als zuvor geht es um Liebe, Sex und Verlangen. „That’s Where I Am“ erzählt von einer unerwiderten Liebe, die erst zu einer Freundschaft wurde, und ganz langsam schließ-



lich zu einer erwiderten. „I told you I loved you when we were just friends“, singt sie, „you kept me waiting and I hated you then.“ In „Want Want“ geht es ganz freieraus um Sex – oder „die Kraft, die in der Priorisierung von Lust liegt“, wie sie in einer Pressemitteilung zur Single-Veröffentlichung sagt. Es geht ums Wollen und Begehren, um komplette Hingabe und ganz viele Frühlingsempfinden: „Can’t hide what you desire once you’re on it.“ Die Freiheit, heute genießen zu dürfen, und erst morgen am Morgen denken zu müssen. Ein bisschen erinnert die Lust- und gefühlgetriebene Energie von SURRENDER an MELODRAMA, das zweite Album von Lorde. Auch hier waren die Nächste lang, euphorisch durchgezogen und voller Liebeswirren. Und auch hier war New York City das Setting für dieses Lebensgefühl.

Hat Maggie Rogers viel darüber nachgedacht, wie das ankommt, wenn sie Songs wie „Want Want“ über Sex schreibt?

„Früher hätte ich das getan, ja“, sagt sie. „Ich bin in der Zeit vor #MeToo groß geworden. Und ich hatte Angst, in aller Öffentlichkeit sexualisiert zu werden. Und ich hatte Angst, dass man mich wegen meines Körpers nicht ernst nimmt. Also hier ist meine Sexualität lieber zurückgedrückt, um mich zu schützen. Aber als dann die Pandemie kam, hatte ich plötzlich das Gefühl, mich selbst um etwas betrogen zu haben. Jetzt will ich einfach nur noch ein möglichst volles, wachen Leben leben. Ich meine, es wird immer Leute geben, die es lieben oder hassen, egal was ich mache. Dann kann ich auch Spaß dabei haben. Und der Song macht Spaß. Und Sex macht Spaß. Unsere Sinnlichkeit und unser Verlangen sind so wichtig, um

sich mit der Welt um uns herum in Verbindung zu bringen – und überhaupt sich lebendig zu fühlen. Wenn man sich anschaut, in was für einer Welt wir leben, kann man das fast als eine Art Rebellion begreifen: Transzendenz durch Hingabe. Und Lust als Protest, als ein Weg zu sagen: Ich bin hier!“

Deswegen der Titel, sagt Maggie Rogers. SURRENDER ist im Englischen Verb und Nomen zusammen. Aufgabe. Hingabe. Preisgabe und ungefähr das, was Tocotronic in „Kapitulation“ besangen. In einem Video-Teaser zum Album beschreibt Rogers es so:

„When I’m angry or in love, I feel it in my teeth.

Strange harmonic buzzing.

Cuts through my hands.

My jaw.

My breastbone.

For a long time I fought it. Resisted. Held up my fists.

Wanted it on my terms. In my way. This is the story of what happened when I finally in.“

In Berlin auf dem Ledersofa sagt sie: „Surrender – das bedeutet

für mich vor allem: alle Gefühle zu fühlen, die man fühlen kann, und diesen Gefühlen ganz nachzugeben. Ich glaube, das ist meine Aufgabe als Künstlerin: mutig zu sein und so viel wie möglich zu fühlen, und zu versuchen das in eine Form zu übersetzen, die Menschen zusammenbringt.“ Sie glaube daran, sagt sie, dass Musik ein Stück weit heilen könne. Gerade in Zeiten wie diesen, in denen die Welt auf dem Kopf zu stehen scheint. In Zeiten von Post-Lockdown-Weirdness, Roe v. Wade und Ukraine-Krieg.

Maggie Rogers lehnt sich tief in das Polster des Sofas. Ein langer Interview-Nachmittag neigt sich dem Ende. Zum Schluss will man noch von der Sängerin wissen, was denn eigentlich so auf ihrer Bucket List steht, jener Liste mit Dingen, die man unbedingt noch im Leben machen will. „Gute Frage.“ Sie überlegt. „Ich habe gerade gar keine. Ich weiß nicht, ich glaube, ich bin viel weniger ehrgeizig als noch vor ein paar Jahren. Wenn du jung bist und Musiker sein willst, hast du so viele Ziele. Orte, an denen du spielen willst. Leute, mit denen du aufnehmen willst. Aber so fühle ich mich gar nicht mehr. Ich bin eigentlich ganz glücklich gerade mit allem. Ich will es einfach genießen.“

Sie blickt aus dem Fenster auf die Spree und blinzelt kurz. Draußen ist Sommer.